XVI. Jahrg. Berlin, den 28. Dezember 1907. Nr. 13.




Die Zukunft

Herausgeber:

Maximilian Harden.

Inhalt:

Erscheint jeden Sonnabend.

Preis vierteljährlich 5 Mark, die einzelne Nummer 50 Pf



Berlin.

Verlag der Zukunft.

Wilhelmstraße 3 a.

1907.


Ausstellung umfassend Geschäftsausstattung
und
Reklame
Veranstaltet vom
Verband Berliner
Specialgeschäfte
Berlin 1908
12-24 Februar
Ausstellungshalle
am Zoo
Geschäftsstelle: W. 8, Leipzigerstr. 111.



Berlin, den 28. Dezember 1907.

Oekonomik.

I. Vom wirthschaftlichen Gleichgewicht.

Die Aufgabe der Wirthschaftlehre ist nicht, materielle Zufriedenheit Aller anzustreben (denn diese ist unmöglich und widernatürlich), sondern ein Gleichgewicht der Kräfte und die Beseitigung berechtigter Unzufriedenheit. Unter Gleichgewicht ist der Zustand zu verstehen, der allen Kräften gestattet, in der ihnen eigenthümlichen Richtung zu wirken, so daß möglichst keine Kraft verurtheilt ist, sich in Widerständen und Reibungen aufzuzehren. Es ist der Zustand einer arbeitenden Dampfmaschine, in der zwar nie ein Ruhepunkt erreicht wird, in der aber die Theile in der Richtung ihrer Bewegungskraft sich schieben, heben, senken und rotiren dürfen und müssen. Der normale Zustand ist verderblich gestört, wenn die Organe widergesetzlich gegen einander arbeiten und einander hemmen und klemmen.

Deshalb ist Ausgleichung des Lebens- und Vermögensstandes kein wirthschaftliches Ziel. Denn der wirthschaftliche Ehrgeiz ist bei vielen und wirthschaftlich werthvollen Menschen eine unveräußerliche und wirksame Kraft, die nicht grundsätzlich vernichtet werden darf. Eben so wenig kann der Mangel ausgeschaltet werden. Denn die Noth und die Aussicht auf Noth macht der Wirthschaft eine große Zahl solcher Kräfte dienstbar, die durch Indolenz verloren gehen könnten. Freilich darf auch eine allzu einseitige Vermögensansammlung in ganz wenigen Händen nicht geduldet werden, weil sie die Macht- und die Marktverhältnisse der Welt aus dem Gleichgewicht triebe.

Um den Gleichgewichtszustand der wirthschaftlichen Vertheilung zu betrachten, müssen wir eine Erwägung über Besitz, Vermögen und Reichthum vorausschicken.

Besitz ist das Recht, von den Gütern der Welt einen bestimmten Theil zu vernichten oder zu beseitigen. Dieses Recht ist übertragbar und vom Staate

verbürgt. Sofern der Besitz übertragbar oder austauschbar ist, heißt er „Vermögen". Das bedeutet: Macht.

Besitz kann durch Tausch verloren, aber nicht vernichtet werden. Wenn ich für einen imaginären Steinbruch in Kamtschatka hunderttausend Mark zahle, so habe ich den Werth verschenkt, aber nicht vernichtet. Wenn ich dagegen eine Dampfmaschine, die hunderttausend Mark kostet, in die Luft sprenge, so ist der Werth vernichtet, auch wenn der Gegenstand versichert war.

Die Fähigkeit des Einzelnen, Güter zu vernichten oder zu beseitigen, ist beschränkt; und noch beschränkter der Genuß, also der Anreiz. Das überschießende Vermögen, so weit es nicht verschenkt wird, verlangt nach Anlage: es muß verwendet werden zum Kauf oder zur Beleihung, die auch nichts Anderes als Kauf ist.

Hat nun ein reicher Mann sein Vermögen in zwanzig Landgütern, zwanzig Fabriken und zwanzig Betriebsunternehmungen angelegt, so werden ihm diese sechzig Besitzthümer eine jährliche Einnahme bringen, die er, nach Deckung seines persönlichen Verbrauches, abermals investirt. Am Ende des Jahres hat sich also für ihn zunächst nur das Eine geändert: das Verzeichniß seiner Besitzthümer ist gewachsen. Inzwischen haben seine Direktoren gelebt und verdient, seine Beamten und Arbeiter haben sich ernährt und Ersparnisse gemacht, ohne vielleicht nur zu wissen, an wen die Erträgnisse überwiesen wurden. Die Neuinvestitionen des Millionärs dienen auch nur wieder dazu, weitere Direktoren, Beamte und Arbeiter zu ernähren. Denn alle Güter, die auf seinen Anlagen erzeugt werden, sind bestimmt, verbraucht zu werden, und der Besitzer weiß das Eine sicher: Nicht er wird sie verbrauchen (abgesehen von seinem einmal festgesetzten Konsum), sondern Andere. Einerlei, ob es Getreide, Kupfer, Holz oder Transport ist.

Was der Eigenthümer von jedem neuen Besitz erhält, ist nur ein Machtzuwachs. Er kann den Betrieb erweitern, erhalten oder schließen, er kann Beamte und Arbeiter entlassen und anstellen, Dispositionen und Direktiven geben. Sein Interesse erfordert, daß Dies nicht willkürlich, sondern nach vernünftiger Ueberlegung geschieht. Macht bringt Verantwortung.

Das Zweite und Letzte also, was der Reiche am Ende des Jahres erlangt hat, ist ein Zuwachs seiner Arbeit und Verantwortung. Und hierin besteht der hauptsächliche psychologische Reiz des Reichthumes für die Reichen, für Alle, die nicht reich sind, besteht er vornehmlich im Anrecht auf Konsum.

Da nun die Fähigkeit der Menschen, zu disponiren und zu verwalten, sehr verschieden ist, so ergiebt sich, daß jede Vermögens- und Machtvertheilung, die nicht im Verhältniß dieser Fähigkeiten steht, dem Gleichgewicht der Kräfte nicht entspricht. Auch die Aufhebung des Vermögens oder seine Ueberantwortung an den Staat wäre ein Fall gleichgewichtwidriger, also schlechter Vertheilung:

denn den zur Verwaltung Unfähigen würde ein zu großer Antheil an der Disposition und Verantwortung übertragen (zumal diese Unfähigen immer in der Majorität sein werden) und es wäre nicht genügend für die Genußsüchtigen und Ehrgeizigen gesorgt, deren brauchbare Köpfe und leidenschaftliche Mitarbeit die heutige Welt nicht entbehren kann.

So entsteht die doppelte Aufgabe: anzustreben, daß der Güterantheil in den Händen der zur Verantwortung Unfähigen nicht allzu sehr anwachse; diese Aufgabe heiße die der Nivellirung; und anzustreben, daß der Güterantheil der zur Verantwortung Fähigen nach dem Maß gerechter Ansprüche zugemessen werde; diese Aufgabe heiße die der Instaurirung.

Nivellirung. Hier ist zunächst die Entstehung großer Vermögen zu betrachten. Durch Spekulation werden sie selten erworben; eben so selten durch besoldete Thätigkeit. Dagegen werden sie gewonnen

1. durch Erbschaft. An dieser Art des Erwerbes hat die Gemeinschaft nur insofern ein Interesse, als es sich um die Erhaltung gewisser Kasten handelt: Ackerbauer, Beamte und Krieger.

2. Durch singuläre bevorzugte Erwerbssituationen, die hier in erweitertem Sinn Monopole genannt werden sollen. Solche Monopole bieten Grundbesitz, wenn er durch städtischen, navigatorischen oder Eisenbahnverkehr, durch werthvolle Bergrechte oder andere örtliche Vorzüge ausgezeichnet ist (Dies ist das Monopol der Lage); gewerblicher Vorsprung, der durch Erfindungen, rechtzeitige Organisation oder Tradition der Geschäftsverbindung geschaffen wird (Dies ist das Monopol des Vorsprunges); Erwerbsvereinigungen, welche die Konkurrenz einschränken oder beseitigen: Syndikatsmonopole; Konzessionen oder Staatsrechte, welche Monopole im eigentlichen Sinn schaffen.

Das Monopol des Grundbesitzes ist das ungerechteste, denn der Besitzer trägt zur Werthsteigerung in keiner Weise bei; sie wird ihm durch die Thätigkeit der Gemeinschaft mühelos ermöglicht. Das Monopol des Vorsprunges kann nur durch intelligente Thätigkeit dauernd erhalten werden. Da es beständig sich erhöhender Kapitalien bedarf, so entzieht es sich auf die Dauer dem Einzelbesitz und verliert so seine vermögenhäufende Kraft. Syndikatsmonopole sind zu gewissen Zeiten und für einzelne Industrien nothwendig, bedürfen aber staatlicher Kontrole. Auf Konzession beruhende Monopole werden heute im Allgemeinen nur auf beschränkte Dauer und unter Einschränkung des Gewinnes von Staaten und Körperschaften verliehen.

Durch Aufzählung der Monopolarten ist die Lösung der Nivellirungsaufgabe bereits angedeutet. Sie hat sich zu erstrecken auf Besteuerung der Erbschaften und Schenkungen, Verstaatlichungrechte auf Bergwerke, Verkehrs- und Centralisirungunternehmungen und städtischen Grund und Boden, staatliche

Kontrole der Syndikate, Beschränkung öffentlicher Konzessionen. Daneben wird allgemein eine stark progressive Einkommensteuer ihre nivellirende Wirkung üben.

Instaurirung. Die höchste Ungerechtigkeit und Thorheit der heutigen Gesellschaft besteht darin, daß sie jährlich Tausende von Intelligenzen und Impulsen wissentlich verkümmern läßt: Abgesehen von der Verletzung der Menschlichkeit schafft sich so die Gemeinschaft Legionen begabter Feinde; erbitterter Feinde: weil jeder Einzelne sich des erlittenen Unrechtes bewußt ist.

Abhilfe kann hier nur durch Selektion der Talente geschaffen werden. Es ist schwierig und kostspielig, aber nicht unmöglich, das Unterrichtswesen so zu reorganisiren, daß von der elementaren Schulung an die Auslese der begabtesten Knaben und Jünglinge und ihre Ueberweisung an höhere und spezialisirtere Anstalten durchgeführt wird. Technische, wissenschaftliche, praktische und künstlerische Befähigung entscheidet über die fernere Art der Ausbildung. Bei den hervorragendsten Talenten würde polytechnisches, humanistisches und akademisches Studium, zuletzt gar das freie Stipendium für selbständige Ausübung der Wissenschaft oder Kunst den Abschluß bilden.

Wollte man entgegnen, daß diese Selektion auf Vermehrung des akademischen Proletariates hinausläuft, weil sie den herangebildeten Schüler mittellos entläßt, so ist das Folgende zu erwidern. So groß der Andrang nach jeglicher Anstellung sich heute erweist, so gering ist das Verhältniß zuverlässig qualifizirter oder auch nur zuverlässig empfohlener Elemente. Wie heute ein vorzüglich bestandenes Examen von Keinem übersehen wird, der Beamte anstellt, so wäre die Thatsache einer unparteiischen Selektion aus Hunderten, ja, aus Tausenden eine gewichtige Empfehlung. Daß aber im deutschen Erwerbsleben einmal erkannte tüchtige und begabte Arbeiter und Beamte ein Fortkommen finden, das nur durch ihre Befähigung begrenzt wird, kann Jeder bestätigen, der jemals für Angestellte zu sorgen hatte. Die Behauptung, daß in privaten Laufbahnen die Befähigten unterdrückt und gehemmt werden, ist falsch und schädlich; ihre weite Verbreitung rührt daher, daß sie von den Unfähigen ausgeht. Den Gegenbeweis mag sich Jeder von einem beliebigen Leiter industrieller oder finanzieller Institute holen; ausnahmelos wird er hören, daß oberste und verantwortungvolle Stellen nicht oder nur unzureichend besetzt werden konnten, weil es an geeigneten Kräften fehlt. In Berlin sind fast immer vier, fünf Bankdirektorstellen und noch mehr Direktorposten in der Großindustrie vakant; und es giebt bedeutende Unternehmungen, die jeden Bewerber von offenkundiger Begabung und Tüchtigkeit zu gewinnen suchen, auch wenn sie ihn im Augenblick nicht verwenden können.

Ein anderer Einwand gegen den Grundsatz der Selektion wäre denkbar: dem Proletariate dürfen nicht die Talente entzogen werden, die in ihrer untergeordneten Situation sich voll befriedigt fühlen und ihren Standesgenossen als

Wortführer und Vorkämpfer unentbehrlich sind. Daß die erste Prämisse nicht zutrifft, ist leicht erweisbar: denn gerade die Begabtesten des Vierten Standes empfinden ihre Lage als so bitter ungerecht, daß sie sich nicht begnügen, nach Verbesserung zu streben, sondern fast ausnahmelos die gänzliche Vernichtung des bestehenden Wirthschaftoerhältnisses als eines unheilbar Kranken verlangen. Daß es aber auch nach erfolgter Selektion den übrig Bleibenden nicht an Verfechtern ihrer Interessen fehlen würde, zeigt die Thatsache, daß schon heute eine große Zahl der proletarischen Vertreter nicht dem Stande selbst angehört. Einerlei: wir haben nicht das Recht, zu fordern, daß ein Mensch sein materielles Glück und Gedeihen opfere, weil Andere behaupten, daß er nur dann seine Kraft ihnen widmen könne, wenn er in Unzufriedenheit erhalten werde.

Dagegen entsteht der Gesellschaft die Verpflichtung, für die aus der Selektion Zurückgebliebenen mit erhöhter Fürsorge zu wirken, gerade weil diese minder Klassirten unter dem Kampf um die Güter des Lebens schwerer leiden. Unsere Sozialgesetzgebung ist nur ein Anfang. Sie kann erst als abgeschlossen gelten, wenn nicht nur alle zum Erwerb Unfähigen versorgt, sondern auch für die schwächeren Erwerbsfähigen verbesserte Lebensbedingungen geschaffen sind.

II. Vom Konsumantheil.

In einem industriell gut funktionirenden Lande muß der Konsumantheil der arbeitenden Kräfte beständig wachsen. Untet gutem industriellen Funktioniren ist zu verstehen, daß alle wirthschaftlichen Kräfte (Kapital, Hände, Boden) angespannt arbeiten; daß die Industrie sich aller bekannten technischen Mittel bedient; daß die Eintheilung der Produktion in Bezug auf die relative Wichtigkeit aller Produkte vernünftig ist. Diese drei Bedingungen scheinen in Deutschland und in den Vereinigten Staaten heute annähernd erfüllt zu sein.

Erstes Argument. Arbeit als Waare.

Erst in neuster Zeit ist auf dem deutschen Arbeitmarkt ein Verhältniß entstanden, das man als ein normales Handelsverhältniß bezeichnen kann: es gibt keinen unverwendbaren Ueberschuß an Händen mehr; der Markt braucht sich auf, Angebot und Nachfrage halten einander das Gleichgewicht. Damit ist eine gesunde Preisbildung möglich, die zu Gunsten des Arbeiters wirkt und ihre Grenze nur in der Minimalrente findet, die der Kapitalist von seinem Unternehmen verlangen zu müssen glaubt. Die Erfahrung zeigt, daß Arbeitervereinigungen in regelmäßigen Abständen mit Erfolg ihn zwingen, seine Rente zu mindern. Hinzu kommt, daß die Vermehrung des Kapitals rascher fortschreitet als die Vermehrung der Hände; auf die Länge muß sich also der Nutzungwerth des Kapitals im Verhältniß zum Nutzungwerth der Hände verringern.

Zweites Argument. Die Ergiebigkeit der Arbeit.

Angenommen, vor fünfzig Jahren habe ein Arbeiter einen Tag gebraucht, um einen Strohhut herzustellen und jetzt sei eine Maschine erfunden worden, an der der Arbeiter zehntausend Strohhüte täglich herstellt: so ist klar, daß in jener Zeit ein anderer Arbeiter, der den Hut erwerben wollte, mindestens den Werth eines Tagewerkes daran setzen mußte, um nur den Arbeitantheil am Werthe des Hutes zu bezahlen. Heute wäre dieser Arbeitantheil so irrelevant geworden, daß praktisch nur der Rentenantheil zu zahlen bliebe.

Wollte man hiergegen einwenden, daß inzwischen auch der Ertragswerth, also die Kaufkraft der Arbeit, im selben Maß gesunken sei, so widerspräche Das nicht nur der Erfahrung, sondern der Möglichkeit. Denn wir haben gesehen, daß auf einem ausgeglichenen Arbeitmarkt der absolute Werth der Arbeit (gemessen an Lebensbedingungen im Verhältniß zum Kapitalwerth) nicht sinken kann. Da aber in jeder Generation die Ergiebigkeit der Arbeit sich ungefähr verdreifacht, so müßte, wenn eine entsprechende Entwerthung der Kaufkraft erfolgen sollte, der absolute Arbeitwerth sich in jeder Generation dritteln.

Ein anderes Moment kommt hinzu. Mit steigender Ergiebigkeit der Arbeit wachsen die Ansprüche an den Intellekt des Arbeiters. Eine ideale Fabrik wäre eine, die wie ein riesiges Uhrwerk automatisch funktionirt und nur eines einzigen Arbeiters als Aufseher bedarf. (Die Krafterzeugungindustrie und die technische Chemie nähern sich diesem Zustand.) Dieser Arbeiter als Aufseher aber hätte ausschließlich geistige Arbeit aufzuwenden und wäre vor eine sehr große Verantwortung gestellt. Geradezu wahnsinnig müßte der Unternehmer sein, der diesem Mann gegenüber auch nur den Versuch machte, seine Position auf dem Arbeitmarkt zur Geltung zu bringen, um den Lohn des Mannes zu kürzen. Denn zunächst spielt es in seiner Oekonomie keine Rolle: der Lohn ist in der Kalkulation ein sehr kleiner Faktor. Auch würde ein Versehen des Mannes ihn tausendmal mehr kosten als die Lohnersparniß. Im Gegentheil: der Arbeitgeber wird glücklich sein, wenn er nicht zu wechseln braucht; er hat ein lebhaftes Interesse daran, daß der Mann sich gut ernährt, Muße zum Nachdenken hat, zufrieden und guter Laune ist. Die Verhältnisse in Amerika bestätigen, daß der gut bezahlte Arbeiter außerordentlich viel mehr leistet als der schlecht bezahlte. Vorauszusetzen ist dabei freilich, daß seine Arbeit genug intellektuellen Spielraum bietet.

Hier soll nicht behauptet werden, daß der Zustand vollkommener Mechanisirung irgendwo in der Welt schon erreicht sei: wer aber irgendwie mit der Entwickelung der technischen Industrie vertraut ist, wird zugeben, daß wir uns dem Ziel nähern.

* * *

Die frühen Kränze.

Es liegt ein eigenartiger Reiz darin, aus der Blüthe oder Frucht die Erkenntniß der ganzen Erscheinungform einer Pflanze zu gewinnen, die Möglichkeiten ihrer Entfaltung, die Fähigkeiten ihres Wachsthumes; und ihren Werth und Wurzelgrund zu ermessen. Die mancherlei Bedingungen und Betrachtungen, die sich ergeben, wenn man Blüthe oder Frucht in Beziehung zu der ganzen Einheit, der sie entreifte, anschaut, fallen fort, wenn man diese nur, gelöst von ihrem Stammboden und ihrer Umwelt, kennt. Aber gerade, weil Dies fortfällt, wird das Urtheil unbedingter sein. So stehe ich den „Frühen Kränzen" von Stefan Zweig gegenüber. Ich kenne von dem noch sehr jungen Dichter außer einzelnen, sehr fein beobachteten und mit lauterer Sprachkunst geschriebenen kritischen Studien nur dieses eine Buch. Zweig hat auch, außer Uebersetzungen nach Baudelaire und Verlaine, bisher nur ein Versbuch („Silberne Saiten") veröffentlicht.

Die „Frühen Kränze" sind vor Allem ein sprachkünstlerisches Buch und ein Buch der Sehnsucht und des Traumes. Es ist wenig Erleben und viel Traum in diesen Dichtungen. Zweig scheint sogar dem Traum eine höhere Bedeutung als dem Leben zu geben. Er sieht in ihm die künstlerische Verklärung des Lebens und darum webt in all seinen Strophen etwas Tastendes, Unwirkliches, Dämmerndes, als entstammten sie einem Zwischenreich, deutungsvollen Stunden zwischen Wachen und Schlaf. Dies Zwischenreich ist eine Welt vorgestellter, erträumter Empfindungen. Drängend lebendige Gefühle scheinen den jungen Dichter noch selten mit der Revolution des Gebärens erschüttert zu haben. Sogar seine heißesten Strophen wie „Der Verführer" und „Das Thal der Trauer" haben kein innerliches, echtes Glühen, sondern durch äußere Wirkungen hineingetragene Hitzegrade. Eigenwärme des Blutes, vibrirendes, leidenschaftliches Erleben ist nicht in den Dichtungen. In den „Geneigten Krügen" ist sogar ausgesprochen, daß die Sehnsucht nach der Leidenschaft, der Traum von ihr, schöner seien als diese Zustände selbst.

Die geneigten Krüge.

Nun wir bebend die geneigten Krüge
Jäh beglückter Leidenschaften sehn,
Wie nun wild und wehmuthvoll die Flüge
Einer Frage durch die Stunden wehn:

War Dies süßer nicht, als wir noch gingen,
Reiner Sehnsucht priesterlich geweiht,
Und das Dunkle in den vielen Dingen
Die Verheißung schien der letzten Lieblichkeit;

Da uns, nur den Fernen hingegeben,
Traum ein wundersames Leben ward,
Dem der Seelen schwisterliches Schweben
Sich in reinem Sternenflug gepaart,

Da wir träumten, wie durch weiße Gärten,
Deren Tempelthüren Keiner fand,
Und noch nicht dies arme Glück begehrten,
Das zerfließt in unsrer heißen Hand?

War Dies süßer nicht? . . . Durch Liebeslüge
Fühlen wir die Frage schmerzlich wehn,
Nun wir bebend die geneigten Krüge
Unsrer jungen Leidenschaften sehn.

Ganz selten ist pulsend Gegenwärtiges in seinen Strophen. Er giebt das Empfinden gewissermaßen in der Hülle der Betrachtung. Er genießt nicht frisch und jubelnd mit Seele und Sinnen, sondern er giebt das Empfinden entweder als Verheißung, als Traum von etwas Zukünftigem, oder als Erinnerung, als Traum von Vergangenheiten. Wirbel und Hingerissenheiten der Leidenschaft, trunkenes Ueberströmen, die heißen Takte elementaren Fluthens, fehlen; aber Alles gleitet in schöngedämmten Wellen zwischen reizenden Ufern dahin, von wehmüthigen, abendlichen Lichtern beglänzt.

Man könnte Zweig einen Feinschmecker des Gefühles nennen. Seine Dichtung wirkt wie ein künstlerisches Genießen, Durchkosten der Stimmungen eigenen Empfindens. Fast wie ein feinästhetisches Spiel mit reizvollen Zuständen, welche die Phantasie seiner weichen und schönen Seele vorstellt.

Die Dichtung: „Träume" spiegelt ganz diesen Seelenzustand:

„Du mußt Dich ganz Deinen Träumen vertrauen
Und ihr heimlichstes Wesen erlernen,
Wie sie sich hoch in den fluthenden, blauen
Fernen verlieren, gleich wehenden Sternen.
Und wenn sie in Deine Nächte glänzen
Und Wunsch und Willen, Geschenk und Gefahr
Lächelnd verknüpfen zu flüchtigen Kränzen,
So nimm sie wie milde Blüthen ins Haar,
Und schenke Dich ganz ihrem leuchtenden Spiele:
In ihnen ist Wahrheit des ewigen Scheins,
Schöne Schatten all Deiner Ziele
Rinnen sie einst mit den Thaten in eins . . .

Zweig ist auch im besten Sinn ein femininer Künstler. Etwas Gleitendes, Anschmiegendes, Zärtliches klingt wie eine hingebende Melodie durch alle Strophen.

„Tastende Zärtlichkeiten", wie ich einmal in einer meiner Dichtungen gesagt. Nicht drängende Eigenkraft, die sich die großen Formen sucht und findet, so daß sie sich natürlich, naturgewaltig nach dem Inhalt gestalten; man hat den herrlich gemeißelten Dichtungen gegenüber unwillkürlich die Vorstellung: hier sind mit höchstem Kunstgeschmack zuerst die Formen ciselirt, um dann den schön gemessenen Inhalt in sie rinnen zu lassen.

Stefan Zweig rast nie elementar. Nicht giebt ihm überschwängliche Jugendkraft große, erschütternde Takte; läßt nicht die Seele besinnungslos erzittern, so daß etwa auch manchmal ein falscher Ton aufkreischend mitschrie. Nein, Alles ist maßvoll, gedämpft, reizend und harmonisch abgestimmt, bemeistert, aber nicht in der Bemeisterung Eines, der kämpfend überwunden hat, sondern Eines, der erschütternde Gefühle, aufwühlende Gedanken oder Leidenschaften nicht in das schöne Gehege seiner Kunst einbrechen läßt: vielleicht, weil das Leben sie ihm noch fern hielt, vielleicht auch, weil er ihrer nicht fähig ist. Seltsam gleichgewiegte Rhythmen, hingehauchte Farben, ahnungvolle Linien herrschen deshalb bei ihm vor. Wenn man in einer Farbe die Stimmung und die Beleuchtung seiner Welt ausdrücken wollte, so wäre es etwa Blau: die Farbe des Himmels, der deutungreichen Wolken, der gleitenden Wellen, milder Frauenaugen, wehmüthiger Abende und aufgehender Nächte . . .

Die „Frühen Kränze" sind, wie ich schon sagte, ein Buch des Traumes und der Sehnsucht. Der Traum webt seine blauen Schatten über allen Strophen. Ganz charakteristisch dafür ist die Dichtung:

Verträumte Tage.

„Tage, die ich voll verträumte —
O, Du von Erinnerung
Zart beschwingte, sanft umsäumte
Schaar der frühen Dämmerung!

Warum schwebt Ihr wieder gleitend
Nahe an mein Leben hin,
Meine Stunden neu verleitend
Wolkig mit Euch hinzuziehn?

Ist denn wirklich Traum das Leben,
Sinnen süßer als das Schaun?
Soll ich wieder mich dem Schweben
Eurer Schwingen anvertraun?

Dunkel sich zu Bildern bauschend,
Kreisen mich die Träume ein,
Blind bethörend, süß berauschend,
Lockt ihr dämmernd Nahesein.

Und ich fühle: ein Ermatten
Macht mich ihrem Mahnen schwach;
Willenlos, ein dumpfer Schatten,
Irrt mein Tag den Träumen nach.

Sehr schön in der Sprache, aber ein Wenig eintönig in der Weise, die festen Linien aller Bilder und überhaupt alles Erlebens in den ungewissen Schleiern deutungreichen Träumens erscheinen zu lassen.

Auch äußerlich erkennbar ist der „Traum“ in fast allen Dichtungen sichtbar. In den etwas mehr als vierzig Gedichten des Buches kommt neunundvierzigmal das Wort „Traum“ oder Wortverbindungen mit „Traum“ vor, wie „Träumerschritt“, „traumumwunden“, „Träumergedanken“, „traumstill“, „Träumermiene“, „Traumglanz“, „traumhaft“. Gewiß ists kein Zufall, daß die bewegtesten, lebensvollsten Dichtungen aus den „Frühen Kränzen“ nicht ein Mal die Ausdrücke „Traum“ oder Verwandtes bringen. Eine der schönsten Knospen aus diesen „Frühen Kränzen“, das „Lied des Einsiedels“, ist traumfrei; eben so „Biblische Ballade“ und „Das Thal der Trauer“.

Traum und Sehnsucht sind nah verwandt. Der wache Traum ist eine Form der Sehnsucht. Die Sehnsucht kommt auch bei Zweig zum reichen Ausdruck durch den Zug zum Weltwandern. Der sehr junge Dichter ist offenbar ein mit Glücksgütern Begnadeter, da er so weite Mußefahrten in die Welt machen darf. Er singt und sagt in sehr warmen Strophen, daß das Wandern seine Heimath sei. Aber sein Wandern ist ein eigenes Traumwandern. Kein frischer Zug ist darin, der sich täglich durch Schauen und Erleben ein Stück Welt da draußen erobert. Die starken Bilder, die vorübergleiten, gewinnen alle die zartere Färbung, die feine Anmuth, die zärtlichen Linien, den schwärmerisch träumenden Rhythmus der eigenen Seele. Das Wandern, das Fremde, Neue, Bunte, Gewaltige außer ihm ist gar nicht seine Heimath. Die ist der sehnsuchtvolle Traum, der ihn rastlos suchen und über die Erde hingehen heißt, um in den Gestaltungen draußen seine Vorstellungen wahr werden zu sehen oder, wenn Das unmöglich ist, Eindruck oder Erleben aufzulösen in Stimmung, Deutung, Gedanken und Gefühle des eigenen Inneren. Diese innere Welt ist begrenzter als die Bilderfülle draußen, aber in Einem ist sie unbegrenzt: in den sprachlichen und dichterischen Ausdrucksformen, die er ihr giebt.

Damit komme ich auf die höchste und eigentlichste Bedeutung des Büchleins zurück: das Sprachkünstlerische. Das ist Zweigs dichterische Stärke: die Kunst der Schilderung. Er findet ganz ureigene Worte für seine Stimmungen und Gedanken. Wenn ich unwillkürlich hineingreife in den schimmernden Bau der Strophen, erfasse ich fast überall feingeschliffene Edelsteine. Unschön ist meinem Gefühl nach das Adjektiv „tänzerisch“; „der Seele schwisterliches Schweben“; „die scharfen Düfte des verschwülten Geflechts ihrer Haare“; eines

Liebes aufpochende Hände"; oder (er spricht vom sinkenden Abend) „Alle Bäume schon müssen ihn fühlen, steil greift ihr Schmerz in den Abend empor und mit den zitternden Armen wühlen sie sich in den sammtenen Sternenflor." Das ist, meinem künstlerischen Empfinden nach, nicht mehr glücklich gewählt. Doch verschwindets neben dem köstlichen Reichthum der anderen Funde. Von leuchtender Sprachkunst sind das „Lied des Einsiedel", „Brügge IV", „Sonnenaufgang in Venedig", „Wolken", „Die Zärtlichkeiten", „Die Nacht der Gnaden". In dieser letzten Dichtung ist mit fast weiblicher Keuschheit und zarter Gluth das Mysterium einer Liebesnacht enthüllt. Ich gebe einige sehr schöne Stellen:

„Sie zitterte. Die Blüthe junger Scham
Wuchs purpurn über ihre blassen Wangen.
Und Thränen stammelten: „Es darf nicht sein."

„Da schwieg sein Herz. Er wußte nichts zu sagen.
Wie ein Gebet durchdrang ihn ihre Güte
Und diese Nacht ward sie ihm Gott und Weib" —

In der schwülgierigen Dichtung: „Der Verführer" finde ich eine kranke dem Dichter sonst fremde Weise. Hier ist ein ungezügeltes Flammen nach dem leisen Glühen und Leuchten in den anderen Dichtungen; aber es muthet nicht an wie natürliche Gluth, sondern wie die Fiebertemperatur eines Kranken. Die Don Juan-Faust-Luzifer-Stimmung steht dem feinsinnigen und maßvollen Dichter nicht zu Gesicht. Seines Geistes Schauen ist hier fieberisch aufgestört und nimmt ihm das Schönschreitende der Diktion. Doch der Reigen von Gedichten, der nun mit „Sinnende Stunde" anhebt, läßt ihn schnell wieder den herrlich weichen Rhythmus und die schleierverhüllte Schönheit reiner, maßvoller Linien und Farben finden. In solcher Sphäre ist er Meister. Hier beugen und neigen sich ihm die Gedanken wie wundervolle Blumen im Abendlicht. Hier ist ein Zauberreich zwischen Traum und Tag, wo dem Dichter Wunder von künstlerischer Offenbarung beschieden sind.

Das kleine Buch, in dem viel Schönheit gefangen liegt, ist eigentlich noch viel mehr eine Verheißung als eine Erfüllung. In dieser Dichterseele, die noch im Stadium des schönen Träumens lebt (denn ich nehme an, daß Traum nicht das Element, sondern nur die Durchgangssphäre ist), wird das erste große Erleben alle letzten Entfaltungmöglichkeiten emporwecken. Wenn Zweigs Schaffenskraft einst die Stoffe und Eindrücke des starken Lebens, den Kampf, die hohe Noth, Jubel und Leid, eben so meistern kann, wie er seine Träume und schwärmerische Sehnsucht in Kunstformen bannte, dann wird die Zeit der Erfüllung für dies große Talent gekommen sein. Und ich glaube an diese kommende Lebensoffenbarung als an die Frucht aus den Blüthen der „Frühen Kränze".

Baden-Baden. Alberta von Puttkamer.

Neue Verse.*)

Schöner Herbst (Lermoos 1907).

Klar, kräftig, edler Wonnen voll ist dieser Herbst:
Ein stilles Fest für mich der späten Reifezeit.

Leer ist das Kornfeld und die weite Wiese trifft
Der zweite Schnitt. Pan träumt nicht mehr im Rosenbusch.
Auf keinem schwanken Blüthenaste schaukelt sich
Eros, der falterflügelige, leichte: still,
Doch munter lächelnd sitzt er auf dem Apfelbaum
Und reicht mir liebenswürdig Frucht auf Frucht. Ihm ist
Sehr wohl in diesem Herbst. Wie mir. Jetzt ist Halkyone
Die heitre Erde. Höher, blauer wölbt sich nun
Der klare Himmel. Keine Schwüle mehr bewegt
Die herbstlich fein gewordene Luft mit zitterndem
Gewelle sommerlicher Gluth, die jedem Ding
Den scharfen Umriß raubte; klar, fest, rein
Und ruhig konturirt sich nun die reife Welt.

Doch bald, ich weiß es, füllt der Herbst mit Farben aus,
Mit brünstig satteren, als sie der Sommer sah,
Die klare Zeichnung dieses ruhesamen Glücks.
Es kommen tragisch Flammen roth und gelb. Und braun
Kommt heldisch großes Pathos. Tiefste Leidenschaft
Kommt in das ruheschöne Bild: In Purpur geht
Medea Sonne, geht das Leben in die Nacht.

Die Reise ohne Fahrplan.

In diese räthselhafte Welt
Sind wir Alle als Räthsel gestellt;
Bilden Charaden.
Wer sucht den Sinn, wer findet Verstand
In diesem wimmelnden Allerhand?
Wer kann uns errathen?

Wir selber? Kaum. Wir tauschen nichts als Zeichen,
Andeutungen geheimnißvoller Art,
Ziehn uns Signale auf und stellen Weichen,
Daß Keiner stören mag des Andern Fahrt,
Die, ach, auf sträflich unsoliden Speichen
Uns an ein Loch führt, Keinem noch erspart:
An den bekannten Tunneleingang, der,
Wenn wir es könnten, längst vermauert wär'.

---

*) Aus dem Gedichtband „Maultrommel und Flöte; neue Verse von Otto Julius Bierbaum“, der bei Georg Müller in München erscheint.

Vielleicht studirt ein Gott das wirre Wesen,
Wie ein Professor Dies und Das studirt:
Bakterien, unters Mikroskop gelesen;
Zahlenkolumnen, mächtig aufmarschirt;
Vokabeln eines Dichters; welche Spesen
Im Haushalt der Natur die Kraft summirt.
Wer weiß, was einen Gott dran interessirt, —
Bis er, gelangweilt, mit dem Sturmesbesen
Das räthselhafte Zeug beiseite wischt:
Daß Laus und Elephant zugleich verschwinden,
Die ganze Weltgeschichte Kehricht ist,
Napoleon nicht und Goethe mehr zu finden
Im großen schwarzen Weltentintengischt,
Durch das die Zeit sich ruhig weiter frißt.

Doch kanns auch sein: Es kennt die Hieroglyphen
Der Irgendwer, der diese Räthsel schrieb,
Die nebenbei auch uns ins Leben riefen.
Wer weiß, vielleicht sind wir ihm wirklich lieb
Und, was uns weh thut, jeder Schicksalshieb,
Will uns, prost Mahlzeit, will uns blos vertiefen.
Es kann ja sein. Was kann nicht sein auf Erden?
Wir können in der That noch Alle Engel werden.

Weiß Gott: Gott weiß es! Unser ist allein
Die Pflicht, ihm ein gefüger Stoff zu sein.
Auf daß uns selbst die wunderliche Erde
Kein Nadelkissen oder Kantenstein,
Sondern ein Garten voller Früchte werde.
Und geht es dann ins Tunnelloch hinein,
Soll wenigstens die Lebewohlgeberde
Den weiter Räthselnden kein schlechter Anblick sein.

Einem Mondsüchtigen.

Du suchst das Glück mit einem Perspektiv,
So, wie man Sterne sucht. Das ist nicht klug.
Was hülf' es Dir, wenns auf dem Monde wär'?
Laß Deine Mondsucht! Sie macht mondesblaß.
Such' Dir Dein Glück im Nahen! Ueberall
Fliegt dieses Sonnenstäubchen. Aber sei
Bescheiden . . .

„Gerechtigkeit".

Die größte Lüge, die erfunden ward:
Verehrungwürdig, in der Menschheit Krone
Der leuchtendste Rubin, ist die Gerechtigkeit.

Weh Dir, mein Sohn, glaubst Du an sie! Doch dreimal
Weh Dir, verlierst Du ganz den Glauben dran!

Schneelied zu Weihnachten.

Du trittst mich, singt der Schnee,
Mir aber thuts nicht weh:
Ich knirsche nicht, ich singe,
Dein Fuß ist wie der Bogenstrich,
Daß meine Seele klinge.
Hör' und verstehe mich —:
Getreten, singe ich
Und nichts als frohe Dinge.
Denn, die getreten sind,
Wissen, es kam ein Kind,
Gar sehr geringe,
In einem Stall zur Welt:
Das hat sein Herz wie ein leuchtendes Licht
In große Finsterniß gestellt.

Es wurde zerschlagen. Verloschen ists nicht.

Egomet quidem.

Nierenkrank; nervös; herzleidend;
Korpulent; libidinos; rhachitisch;
Nikotinisirt; theeïnvergiftet;
Ohne irgendwelches Bankguthaben;
Religionlos; unbeamtet; ohne Titel;
Unstet, hier bald, dort bald, nirgendwo zu Hause;
Egomet quidem.

Aber:
Nieren, Nerven, Herz: den ganzen Kadaver,
Alles Trübe, Giftige, Kummerträchtige,
Alles Gemeine gerne und leicht vergessend,
Angerührt vom Genius des Augenblickes:
Stolz dann, frei dann, Grandseigneur und heiter,
Dionysisch fromm mit allen Göttern
Auf vertrautestem Fuße; allen Teufeln
Kennermäßig tolerant leutsälig
Zugethan wie alten treuen Dienern
Und verliebt in alles Menschliche:
Egomet quidem.

München-Pasing. Otto Julius Bierbaum.

Die Schule als Erlebniß.*)

Unsere Unterrichtssysteme stammen aus einer Zeit, die von der Gegenwart durch nachweisbare Kulturunterschiede und durch unnachweisbare Werthungverschiebungen getrennt ist. In ihren engen Formen ist kein Raum für subjektivistische Bewegung. Heiße Kämpfe zwischen Verallgemeinerung und Individualität werden täglich in der Schule ausgefochten. Von außen kommen freiwillige Helfer. Aus dem Lager der vom Schulzwang längst Befreiten und aus dem Lager der ins Joch des Lehrberufes Eingespannten. Sie erheben ihre Stimme gegen die veralteten Methoden. Sie sagen: Die alten Sprachen konnten den jugendlichen Geist nur befruchten, so lange sie selbst lebendig waren. Nach ihrem Tode sind sie unfruchtbar geworden, wie die Mumien im Egyptischen Museum. Sie sagen: seht Ihr denn nicht, daß der Schulplan des humanistischen Gymnasiums und der Oberrealschule keinen Selbstzweck hat? Kein Schüler verläßt diese Schulen mit einer nach irgendeiner Richtung abgeschlossenen Bildung. Die Reifeprüfung hat nur den Zweck, das Reifezeugniß zu verleihen. Das Reifezeugniß hat nur den Zweck, als Eintrittskarte in die Hochschule zu dienen. Nur diesem Ziel gilt der achtjährige Drill und all der Formelkram, mit dem das jugendliche Hirn belastet wird. Sie sagen: Gebt den Medizinern, den Juristen eine andere Vorbildung als den Theologen, den Philosophen und den Philologen. Schafft die papageienhafte Abrichtungmethode ab, die mechanisch eingestuckten Daten, Formeln und Geschichten. Den Schwulst der unverdauten Altväterweisheit in den deutschen Aufsatzthemen. Setzt an ihre Stelle die Anschauung, den Zusammenhang mit der Gegenwart und ihren geistigen Gehalten, das Eindringen in die Schönheit der lebendigen Natur.

So sprechen die freiwilligen Helfer. Unsere feinsten Geister sind darunter.

Nun sind ihnen aus Oesterreich seltsame Verbündete gekommen. Die Lernenden sind für die eigene Sache eingetreten. Die Kulturpolitische Gesellschaft in Wien hat eine Enquete zur Reform der Mittelschulen unternommen. Sie hat an die Schüler der österreichischen Gymnasien und Oberrealschulen, an die Maturanten, an jetzt im Berufsleben stehende frühere Schüler und an die Lehrer Fragebogen ausgeschickt. Hat alle diese Zeugen um ihre Ansichten über die Ergebnisse ihrer Erziehung, über die Form des Unterrichtes, über Dis-

*) „Schülerbriefe über die Mittelschulen" (Wien, Moritz Perles.) Diese Veröffentlichung der Kulturpolitischen Gesellschaft hat mich sehr interessirt. Um ihrer selbst willen; und weil ich mich in letzter Zeit auch mit dem Studium österreichischer Schulverhältnisse beschäftigt habe. Einem Roman zu Liebe, der in meiner Heimath spielt. Sein erster Theil ist geschrieben. Wie viel Zeit bis zur Vollendung des zweiten und zu der Herausgabe des ganzen Werkes vergeht, ist aber noch ganz unbestimmt. Deshalb möchte ich heute schon bemerken: Ich verdanke den „Schülerbriefen" weder Anregungen noch Motive.

ziplin, Reifeprüfung, Einwirkung des Elternhauses und Aehnliches gebeten. Das gesichtete Ergebniß dieser Umfragen, die Auszüge aus etwa sechshundert der eingelaufenen Briefe, hat der Präsident der Kulturpolitischen Gesellschaft, Dr. Robert Scheu, unter dem Titel „Schülerbriefe über die Mittelschulen" zu einem Band vereinigt und der Offentlichkeit übergeben. Sein Urtheil hat er vorläufig zurückgehalten. Dokumente, nur Dokumente sollen diese Schülerbriefe sein. Und so mögen sie auch hier ihre ganz persönliche beredte Sprache reden.

Die Frage nach dem Bildungwerth der alten Sprachen und nach der Zweckmäßigkeit ihrer Lehrmethode wurde, da eine frühere Enquete sie schon beleuchtet hatte, aus dem Fragebogen wieder gestrichen. Doch wird auch sie in den Schülerbriefen gestreift. Hier sei nur eine besondere charakteristische Bemerkung mitgetheilt. Distriktsarzt, sechsunddreißig Jahre alt: „Ich weiß mich sehr genau zu erinnern, daß es etwa ein halbes Jahr dauerte, bis ich zufällig erfuhr, daß die lateinische Sprache die der Römer (und nicht etwa die der Lateiner) sei. Der Professor hatte es nicht der Mühe werth gefunden, uns diesen Umstand mitzutheilen, sondern den Unterricht flott mit der Accentlehre begonnen. Ich habe mich später als Korrepetitor von Primanern wiederholt überzeugen können, daß die Praxis hierin überall gleich ist."

Sehr skeptisch beantworten die Oberrealschüler die Frage: „Wie weit brachten Sie es im mündlichen und schriftlichen Gebrauch der französischen und englischen Sprache?"

R. 6.*) Wien. Von Verständigung keine Rede.

R. 6. Niederösterreich. Sprechen kann ich nichts.

R. 7. Wien. Die sprachlichen Erfolge sind gering, denn gestehen wir es nur selbst: die Lehrer können ja selbst nicht sprechen; sie verstehen nur, Grammatikpensa aufzugeben und dann abzufragen.

In dieser Tonart geht es weiter.

Die Behandlung des deutschen Aufsatzes wird vielfach verurtheilt.

G. 8. Wien. Jede freiere Behandlung des deutschen Aufsatzes wird mit der Bemerkung durchgestrichen: „Gehört nicht hierher."

G. 6. Wien. Es kommt dem Professor hauptsächlich darauf an, daß man Etwas von der Allmacht Gottes in den Aufsatz hineinbringt.

G. 8. Wien. Hauptsache bei den deutschen Arbeiten: äußere Form, echtes Deutschthum, gute Randkorrektur der vorhergehenden Arbeiten, Patriotismus.

G. 7. Wien. Es wird überhaupt auf nichts ein Gewicht gelegt; denn was kann ein Professor mit Aufsätzen wollen, die den Titel tragen: „Eine Stunde im Esterhazypark" oder „Die Ringstraße"?

Mit dem Geschichtunterricht sind viele Mittelschüler einverstanden. Der Vortrag in Physik und Mathematik ist den meisten aber nicht klar verständlich.

G. 7. Wien. Der Vortrag in Physik ist sehr mangelhaft, da der Professor durchaus nervös ist.

*) G.: Gymnasium. R.: Realschule. Die Zahl bezeichnet die Klasse.

R. 7. Wien. Physik durch handwerkmäßiges Eindrillen und Wortklauberei interesselos.

G. 8. Wien. Zwar erklären die Herren immer: Bitte, nur zu fragen, wenn Sie Etwas nicht verstehen. Beantworten die an sie gestellten Fragen aber gewöhnlich entrüstet: „Eigentlich sollte ich Ihnen einen Fünfer geben."

Das Kapitel „Modernes Leben" ist reich an persönlichen Geständnissen. Nur eins sei hier angeführt.

G. Dr. jur. 28 Jahr alt. Man sagte uns über Heinrich Heine: daß er ein Jude war; über Nietzsche: daß er im Irrenhause ist; über Bismarck: daß er ein Feind Oesterreichs war; über Tolstoi: daß wir die Kreuzersonate nicht lesen dürfen; Böcklin, Segantini dürften die Meisten von uns für etwas Eßbares gehalten haben. Joseph der Zweite: siehe „Illustrirtes Wiener Extrablatt".

Ueber Religion:

R. 7. Wien. Unser Religionunterricht ist die beste Art, vom Glauben rasch befreit zu werden. Aus diesem Grund bin ich sehr dafür, ihn beizubehalten.

R. 7. Wien. Er macht aus allen denkenden Schülern Pantheisten.

Gymnasiasten und Realschüler sind darin einig, daß der Maturaschwindel unerläßlich sei. Der Plan einer Schwindelschlacht und das Faksimile eines Schwindelzettels ist den Schülerbriefen beigeheftet. Alle beklagen lebhaft die Nothwendigkeit dieses betrügerischen Vorgehens und die Aufregungen der Prüfungtage bleiben lange unvergessen.

G. Niederösterreichisch. Viele meiner Kollegen waren vor Aufregung und von den durchstudirten Nächten halb krank.

R. Wien. Matura: eine Ueberlastungprobe, bei Manchen des Gedächtnisses, bei Manchen des Verstandes, immer aber eine der Nerven.

Nach allem hier Berichteten wird es nicht überraschen, daß die Maturanten die Mittelschulen nicht mit dem Gefühl der Dankbarkeit verlassen haben.

G. Wien. Ich verlasse die Anstalt mit dem Gefühl der Dankbarkeit, sie verlassen zu können.

G. Wien. Ein Gefühl der Dankbarkeit habe ich nur für den Schuldiener, der wiederholt äußerte, es sei schade um die acht Jahre. Ich glaube, der Mann hat ein großes Wort gelassen ausgesprochen.

R. Wien. Für die Schule kenne ich nur die Gefühle: Haß und Verachtung. Die Mittelschulreform ist ein Stoßgebet aller betheiligten jungen Leute.

Auch Männer erinnern sich ihrer Schulzeit ohne Freude.

K. k. Statthaltereibezirkshauptmannschaftkonzeptspraktikant, 27 Jahre alt: Ich glaube, ein Hauptfehler der Mittelschule besteht darin, daß viele Lehrer durch schlechte Bezahlung und den Uebermuth der Jugend verbitterte Menschen sind und daß die Schüler alle Folgen der Verbitterung in den Kauf nehmen müssen.

Kinderarzt: Einzelne Professoren waren anständige Männer. Diese wurden von den Strebern und Charakterlosen unterdrückt und gepeinigt.

Magistratsbeamter, 24 Jahre alt: Die Mittelschullehrer sind Hörige. Deshalb mögen sie häufig falsch beurtheilt werden. Es giebt auch unter ihnen rühmliche Ausnahmen, vielleicht sogar heilige Märtyrer.

Arzt, 41 Jahre alt: Sie mußten sich nach dem Lehrplan richten und strebten nach ihrer Pflicht den vorgeschriebenen Lehrerfolg an.

Apotheker, 34 Jahre alt: Der Haß gegen die Mittelschullehrer ist der Einsicht gewichen, daß diese Herren bei dem jetzt herrschenden System unverschuldeter Weise gar nicht anders können.

Dem System gelten auch die Stoßseufzer der Lehrer; der vereinzelten, die im Nachtrag zu den Schülerbriefen das Wort ergriffen haben.

Ein Professor der Klassischen Philologie, 33 Jahre alt, Provinz, antwortet auf die Frage: Wird Ihnen das Unterrichten durch irgendwelche Umstände verleidet? „Ooooooh, welche Frage!!!!! Zu ihrer Beantwortung müßte man wirklich ein ganzes Buch schreiben." Und er beantwortet einige dieser verleidenden Umstände. Das Ueberwachungsystem. Das Klassifikationsystem. Die Korrekturen! Die Tücke des Objektes. Er schließt mit den Worten: Ein persönlicher Verkehr ist ausgeschlossen. Daher die tragische Feindschaft und so weiter. Ich müßte, wie gesagt, Bände füllen . . .

Vielleicht hätte er noch sagen können: Ein Allheilmittel wird es gegen alle diese Uebel kaum geben. Auch die radikalste Schulreform könnte alle Wünsche der Schüler und der Lehrer nicht restlos erfüllen. Doch wie viel wäre schon gewonnen, wenn der unechte Idealismus, der sich so gut mit dem Zweckbegriff verträgt, wenn die Phrase aus dem Schulwesen verschwände! Wenn an ihre Stelle die Schlichtheit träte, die Ermuthigung zur Wahrhaftigkeit und Ueberzeugungtreue. Viele von den Dramen, von denen diese Schülerbriefe reden, spielten sich dann auf der Schulbühne nicht ab. Die höchsten Lebenswerthe unserer Jugend, Glück und Freude, würden sich vermehren. Und die Schule, die jetzt nur Erziehungmittel ist, würde im besten Sinn des Wortes zum Erlebniß.

Auguste Hauschner.



Vindonissa.

Im einstigen Amphitheater der verschwundenen Römerstadt Vindonissa bei Brugg in der Schweiz hat eine Gesellschaft künstlerisch fühlender Männer im Hochsommer Schillers „Braut von Messina" aufgeführt. Der Chor bestand aus vierhundert schweizer Bürgern der umliegenden Städte. Leitung und Einzelrollen lagen in den Händen von Schauspielern, die aus der Meiningerschule hervorgegangen sind. Das „Trauerspiel mit Chören" wirkte auf die vieltausendköpfige Menge so gewaltig, daß ich ein Gefühl religiöser Andacht im Zuschauerraum vermuthen durfte. In den ältesten Kulturgebieten deutscher Zunge wächst langsam (ist aber schon viel weiter verbreitet, als oberflächliche Beobachtung

einräumt) eine ästhetische Weltanschauung heran, die dort Befriedigung verleihen will, wo kirchlicher Buchstabenglaube versagt. Mir trat diese Annahme deutlich ins Bewußtsein, als ein grämlich verbissener Landpfarrer meiner Heimath die Leute im Jahr 1905 vor der Schillerfeier warnte, weil „man die Verehrung der Dichter nicht zum Kultus erheben solle." Aber der Kultus lebt. Nie empfand ich ihn klarer als in den Theateraufführungen für das Volk, die Etwas von der Weihe griechischer Bühne aus dem Alterthum zu uns gerettet haben. Schiller sagte einmal zu Goethe, zehn Stücke von der Art der „Braut von Messina" könnten die deutsche Szene reformiren; aber die Dichter erkannten im Gespräch, daß ihre Idee nach verfrüht sei. Die Aufführung in Vindonissa beweist, daß wir die weihevolle Stunde einer Tragoedie im griechischen Sinn begreifen. Aus der einfach guten Vorstellung der Schauspielhäuser drängt das Drama hinaus in den großen Raum des Amphitheaters, in die freie Natur, um der Masse von Schönheit und Harmonie zu predigen. Die große und ernste Kunst soll nicht mit der heiteren oder auch ausgelassenen Unterhaltung konkurriren, die der müde, abgehetzte Mensch jeder Klasse braucht, sie soll über dem Leben schweben und sich in Feierstunden herabsenken, wie sie es in Griechenland einst, beim Kultus des erhaben Schönen, gethan.

Jahrhunderte lang war die Arena bei Brugg, wie manches andere Wahrzeichen antiker Kultur, verschüttet und diente zum Ackerfeld oder Weideplatz. Vor zehn Jahren begannen die Ausgrabungen. Man legte die Mauern frei, besserte sie aus, wo es nöthig schien, und reinigte die Treppen von der deckenden Erdschicht. So träumte die einstige Stätte blutiger Thierhetzen und Gladiatorenkämpfe, von einigen Gelehrten und Alterthumsfreunden betreut, in stiller Weltabgeschiedenheit. Glänzende Sommertage sollten wieder Leben in die einsamen Trümmer bringen, eine Herrlichkeit heraufbeschwören, die antiken Geist in sich trug, aber fern war von römischer Grausamkeit. Den Turn- und Sportfesten oder Olympischen Spielen, die, meist unter dem Schutz von Fürsten, nach dem Muster der Alten den Beweis einer tüchtigen Körperkultur bringen sollen, gesellt sich die erhabene hellenische Freude an den Geistesschätzen der Nation. Ein Ruhepunkt in der Hast des Lebens.

Eingebettet in lieblich grünen Thalgrund, umschlossen von den Waldhöhen des Schweizer Jura, liegt die Stadt Brugg nah bei Zürich, Basel und Aarau. Die Gegend ist wohlhabend und stark bevölkert. Bildung und wahre Schillerbegeisterung sind hinausgedrungen bis auf die Dörfer. Man braucht nicht einmal die „Fremden" heranzuziehen, um den Zuschauerraum zu füllen, der mehr als viertausend Plätze birgt. Das Theater in Vindonissa muß ein riesengroßes Gebäude gewesen sein, denn die Hälfte des Raumes hat man der Bühne vorbehalten und eine Normannenburg leichtester Bauart der Landschaft eingestimmt. Diese Burg bildet mit einem weiten Mittelthor und zwei kleineren

Seitenthüren den Hintergrund der Bühne. Auf den beiden anschließenden Abhängen des Amphitheaters ist in den grünen Boden eine Gartenarchitektur mit Wegen, Treppen, Buschwerk und hochragenden Cypressen eingefügt. Rechts schließt sie mit dem Gartenhaus ab, das Beatrice als Zuflucht dient, links wird sie durch ein Gärtchen gekrönt, in dem sich die Szenen zwischen Mutter und Söhnen ohne den Chor abspielen. Diese Anlagen öffnen sich in der Mitte zu einer weiten Szene, die durch drei breite, niedrige Stufen gegliedert wird. Die Böschungen bieten herrliche Gelegenheit, den Chor zu theilen, ermöglichen farbige Bilder und wechselnde Gruppirung. Der Augustnachmittag, an dem ich der Vorstellung beiwohnte, lag mit südlicher Gluth auf dem langgestreckten Raum. Wolkenloser blauer Himmel strahlte darüber. Weltfern und leise rauschte das Leben des Alltages unten im Thal, nicht viel anders, als das Leben der Stadt Messina wohl vom Hafen bis in das stille Fürstenhaus drang. Weißgekleidete Posaunenbläser verlassen zu Beginn des Stückes in langsam feierlichem Zug die Burg, stellen sich auf den oberen Rand der Böschung: und weithallend klingen ihre Fanfaren ins Land. Schweigen senkt sich über die flüsternde Menge. Viel Jugend ist da; ganze Schulen mit ihren Lehrern. Aber froh erwartungsvoller Ernst bändigte auch die Lebhaftesten, als die schwarze, schleierumwallte Gestalt der Fürstin-Mutter, von ihren Frauen gefolgt, die Mitteltreppe hinabschritt. Scharf hebt sie sich von den blendend weißen Mauern der Burg ab. Und Andacht senkt sich auf Alle, während sie mit weittragender Stimme zu den Aeltesten spricht. Kein Proszenium trennt das Publikum vom Stück, keine künstliche Rampenbeleuchtung scheidet zwei Welten von einander: die selbe Sonne glänzt heiß über Zuschauer und Bühne; an den Seiten sitzen weißgekleidete Mädchen und junge Leute hart an dem Gebüsch, in dem die Mäntel und Waffen des Chores farbig aufleuchten. So tritt das Schicksal der normannischen Herrscherfamilie menschlich näher und weitet sich zum überwältigenden Symbol einer Macht, unter der wir Alle stehen und leiden. Wie mühsam nach der ersten Versöhnungszene der Brüder die Kampfsucht der Mannen niedergehalten wird, wie der kaum erlöschte Brand überall glimmt und wieder auflodern möchte, wird verständlich im Anblick der bewaffneten Massen, die vor uns auf- und abwogen, drohend, ernst, das Schwert locker in der Scheide. Auch diese Mannen werden zum Symbol der Leidenschaft, des Hasses unter den Völkern, die dumpf gehorchend auf einander schlagen, ohne zu wissen, warum. Wie reckten sie die Hälse, wie flammten die Blicke der Zuschauer, als vor Beatricens Gartenhaus die Massen in Kampf geriethen, Lanzen und Schwerter aufeinandertrafen! Die Regiekunst der Meininger ist hier, von den Konventionen der Bühne befreit, zu hoher Vollendung gesteigert.

Um das hereinbrechende Geschick dem Herzen den Hörer stärker einzuprägen, strebte Schiller nach der lyrischen Vertiefung des Dramas. In der

Arena von Brugg kamen diese lyrischen Elemente zu machtvoller, kaum geahnter Wirkung. Nach dem Plan der ganzen Vorstellung waren die Wechselreden der Chöre zum Mittelpunkt und wichtigsten Theil des Stückes erhoben. Die Schönheit des lyrischen Motivs im Drama wurde durch die wunderbar abgestimmte Sprechweise des Massenchores herrlich offenbar. Die vierhundert Männer und Frauen aus der Umgebung von Brugg, die den Chor bildeten, waren nicht Schauspieler von Beruf; aber sie sprachen so edel und dialektfrei, daß man es auf dem Theater nicht besser machen könnte. Bald wie drohender Donner, bald sanft bis zum geheimnißvollen Flüstern: stets drangen die Stimmen bis zu den äußersten Reihen des großen Kreises. Jede Silbe war zu verstehen, jede Geberde eindrucksvoll, jedes Satzes Sinn klar herausgearbeitet. Die künstlerische Wirkung gesprochener Massenchöre ist durch diese Aufführung unzweideutig bewiesen worden.

Diese vielumstrittene Frage sollte vor zwei Jahren schon, bei der berliner Schillerfeier, beantwortet werden. Herr Rudolf Lorenz, der künstlerische Leiter des schweizer Unternehmens, wollte die „Braut von Messina" mit tausendstimmigen Sprechchören auf den Terrassen am Halensee unter freiem Himmel aufführen. Der Plan dieser volksthümlichen Feier scheiterte (nach der Angabe des Herrn Lorenz) am Uebelwollen Maßgebender. Vielleicht war damals, besonders in der Reichshauptstadt, der Gedanke an veredelnde Volkskunst so großen Stils noch verfrüht. Denn die Bewegung hat so recht eigentlich erst mit Schillers Jubiläum begonnen.

In unserer Zeit, die in Stimmungreizen schwelgt und äußere Harmonie zum inneren Genuß gesellen möchte, bedarf es nicht nur vorzüglichen Spiels, prunkvoller Bilder, sondern auch eines Rahmens, der durch historische Tradition oder landschaftliche Schönheit ausgezeichnet ist. Im Amphitheater von Orange herrscht die griechische Tragoedie, auf afrikanischer Küste ist im vorigen Jahr ein antikes Stück dargestellt worden und im harzer Bergtheater soll heimische Geschichte im Drama erblühen. Die Schillergemeinde der Schweiz hat die Tragoedie des Hauses Messina gewählt und den Weg zu großen Festspielen unter freiem Himmel gezeigt. Wer diese Aufführung erlebt hat, wird sie nie vergessen. Auch den breiten Strom ergriffener Menschen nicht, der, wie aus übervoller Schale, nach dem Schluß des Dramas dem Festraum entquoll. Mir kam Dantes berühmte Beschreibung des Kirchenjubiläums mit seinem Pilgergewimmel in den Sinn. Als die Ersten schon Stadt und Bahnhof erreichten, leerte sich noch immer der weite steinerne Ring an der Halde des Hügels. In engem Drang gingen die Menschen zwischen den grünen Feldern zu Thal, wie auf den Bildern großer Meister, die mit feiner, ausführlicher Kunst von den Prozessionen des Mittelalters erzählen.

München. Alexander von Gleichen-Rußwurm.

❦

Von Heer zu Heer.*)

Eine chassidische Legende.

In den Tagen des Baalschem lebten zwei Freunde. Beide standen in jener Zeit der reichsten Jugend, da noch die letzte Morgenröthe hold und unbestimmt am Himmel glüht; die wilden Träume der Dämmerung zittern noch nach. Bald naht Sonne, die strenge Herrin, und ihr Reich der Gestalten wird sichtbar; aber jetzt leuchtet die schwere und selige Stunde und Traum und Tag erblassen vor der morgenrothen Frage um den Sinn des Lebens.

Oft saßen die Freunde beisammen, an einen Baum oder an die kahle Wand ihres Stübchens gelehnt, und redeten von dem Sinn des Lebens. Dem Einen war die Welt erschlossen durch das Wort des Baalschem. In jedem Ding empfing er eine Botschaft und mit jeder That sandte er eine Antwort. Er warf sich auf das junge Feld hin und sog die Gnade aus der Ackererde, er grüßte den Wind und das Wasser und die schönen vorüberlaufenden Thiere und sein Gruß war ein Gebet. So war ihm der Sinn des Lebens in Gott eingewurzelt. Sein Gefährte aber ereiferte sich gegen ihn darob und meinte, all Dies sei eine Sünde wider den Geist der Wahrheit. Denn viele Flächen habe jedes Ding und viele Formen jedes Wesen, und wer seine Seele zur Sklavin eines Glaubens erniedrige, Der sehe von Allem nur eine Fläche noch und eine Form; arm und behaglich werde sein Weg und tot sei in ihm das Suchen nach Wahrheit, der Sinn des Lebens. Darauf antwortete Jener leisen Mundes, in der Welt der Verklärung gebe es keine Flächen und Formen, sondern jedes Ding stehe da in seiner Reinheit. So stritten die beiden Freunde oft mit einander und Jeder fühlte im Sprechen die Thore seiner Seele aufspringen und sah angstvoll und verzückt in ein Land, von dem das Wort nichts zu sagen wußte.

Da geschah es, daß eine schwere Krankheit den einen der Jünglinge, der dem Baalschem ergeben war, befiel. Und an der starren Kraft der Schmerzen erkannte er, daß sie die Boten einer Gewalt waren, die sein Erdenleben zum Ende führen wollte. Daher stemmte er sich nicht wider sie, sondern legte seinen Wunsch

*) Herr Dr. Martin Buber, der uns im vorigen Jahr das schöne Buch „Rabbi Nachman und die jüdische Mystik" gegeben hat, läßt jetzt (wieder in der Literarischen Anstalt von Rütten & Loening) eine Sammlung fremdartiger, doch seltsam reizvoller Legenden aus dem Bereich der jüdischen Mystik erscheinen. Titel: „Das Buch Baalschem". Der Verfasser, der auch hier seine stilistische und psychologische Kraft und sein feines Verständniß für den Sinn starker Mythen bewährt, sagt über den Gegenstand des Buches: „Die jüdische Mystik war die Blüthe der Exilseele; sie verdarb aber auch im Exil und wir wissen nicht, ob ihr eine Auferstehung gewährt ist. Das innere Schicksal des Judenthumes scheint mir daran zu hängen, ob (in dieser Gestalt oder einer anderen) sein Pathos wieder zur That wird. Die letzte und höchste Phase der jüdischen Mystik war der Chassidismus; er lehrt das Leben Gottes in allen Dingen und die Vergöttlichung der Seele durch alle Handlungen. Der Stifter der chassidischen Sekte war Rabbi Israel von Miedzyborz. Man nannte ihn den Baalschem: den Meister des Gottesnamens." Diese Bücher eines Poeten können zur Erkenntniß der jüdischen Psyche mehr wirken als Leitartikel und zeternde Apologeten.

in den des mächtigen Elementes, das seinen Leib mit brennenden Armen umschlungen hielt. Mochte er aber noch so willig das Kommen des Blitzes erwarten, der zwischen den beiden Welten aufzuckt: dennoch stand ein Grauen auf dem Wege von seiner Gegenwart, die so leidvoll, aber so unsagbar wirklich war, zu Alledem, das sich ereignen sollte im Abgrund der Ewigkeit. Und so ließ er dem Baalschem kundthun, daß er sich zum Sterben rüste, und als der Meister an seinem Bette stand, sprach er: „Rabbi, wie und womit soll ich ziehen? Sieh, ein Grauen steht vor mir und stört meinen Frieden." Der Baalschem nahm die Hand des Kranken in seine Hände und redete zu ihm: „Kind, besinne Dich: bist Du nicht allezeit von Heer zu Heer gegangen und von Thor zu Thor? So sollst Du auch fürder gehen in den Gärten der Ewigkeit." Und er hob den Finger über die Stirn des Kranken und berührte sie und redete zu ihm: „Dieweil noch die Stunde der letzten Morgenröthe über Dir ist, die schwere und selige Stunde, und dieweil Du wahrhaft in ihr gelebt und ihr Glück nicht gescheut hast, will ich Deinen Weg leicht machen und will mein Zeichen auf Deine Stirn schreiben, auf daß Niemand Deinen Schritt schrecke und Deine Bahn hemme. So gehe hin, Kind, wenn Dich der Tod beruft, und trage meinen Segen vor Dir und Deine Wahrheit". Und neigte sich über ihn und legte Stirn an Stirn und segnete ihn.

Aber als der Meister gegangen war, da schlich sich der andere Jüngling ins Zimmer und kniete vor dem Bette nieder. Und er küßte die Hand des Kranken und sprach: „Mein Liebling, sie wollen Dich nehmen und ich weiß, Du wehrst Dich nicht. Und besinne Dich, wie wir damals mit einander redeten in den Birken am Sommerabend, und zuletzt sagtest Du nur: Ja, es ist, und ich sagte: Nein, es ist nicht. Und nun ist mir sehr bang und Du gehst fort von mir, gehst willig fort mit diesen Deinen Augen. Mein Liebling, die Birken sind in Deinen Augen und der Sommerabend. Und Alles sagt: Ja, es ist. Und sieh, ich fühle, daß es ist, ich selbst sage es ja und weiß es auch, denn sonst wäre kein Sinn in Allem; und Du gehst fort von mir. Und wohin gehst Du?" Und er schluchzte über der Hand des Freundes und küßte sie wieder und wieder. Der Sterbende aber sprach: „Lieber, ich gehe den Weg weiter. Und sieh, wenn ich unterwegs bin, dann will ich Dein gedenken und unserer Liebe und, wie wir unsere Seelen tauschten am Abend. So will ich dann kommen zu Dir, Dir zu künden von meinem Wege. Darum gieb mir Deine Hand. Sieh, ich umschließe sie mit meiner und schlinge meine Finger in Deine, so stark ich kann, und Dies ist mein Versprechen an Dich, daß ich kommen werde." Da schrie der Andere auf und rief: „Du sollst nicht gehen, ich halte Dich! Du sollst nicht gehen!" Aber der Sterbende sprach in seinem Frieden: „Nicht doch; und kannst auch nichts wider den Herrn. Jedoch meine Hand sollst Du halten, bis das Athmen in ihr aufhört. Dies wird bald sein. Und mein Versprechen an Dich ist mein Gruß an die Erde, die so schönen Wind und so schönes Wasser und so schöne vorüberlaufende Thiere trägt, mein Gruß, daß ich wiederkommen will, sie und Dich zu schauen." Das war sein Scheiden.

— —

Und als er aufstieg, da öffneten sich die Pforten des Firmamentes vor dem Zeichen auf seiner Stirn und weit that sich ihm auf das Reich der kommenden Welt. Und er wandelte von Thor zu Thor und von Heiligthum zu Heiligthum und erfuhr das Unerfahrbare und empfing den Sinn des Lebens. Die Zeit schwieg.

und der Raum war nicht da, nur der Weg des Werdens ohne Ort und Ablauf, nur das Blühen in der Luft der lebendigen Stille.

Aber plötzlich war sein Schritt gehemmt und die Zeit schwatzte um seine Ohren und der Raum stieß ihn ringsum mit kantigen Fäusten. Da stand er inmitten von wortlosen Gewalten und konnte nicht weiter. Und er rief ihnen zu und wies ihnen das Zeichen auf seiner Stirn. War ein Starren in den Gewalten und wie ein Lachen und fast wie ein Kopfschütteln: und er verstand, daß seine Stirn kein Zeichen mehr trug. So stand er und war ein Mensch; und die Verzweiflung des Menschen glitt heran und faßte seine Finger wie zum Tanz. Da riß er sich los und wandte sich. Und sah er einen alten Mann vor sich stehen, der sprach zu ihm und fragte: „Warum stehst Du hier?“ Antwortete er: „Ich kann nicht weiter.“ Sprach der Alte: „Nicht gut ist das Ding. Denn verweilst Du hier und gehst nicht weiter und weiter, dann kannst Du das Leben des Geistes verlieren und bleibst an diesem Ort wie ein stummer Stein. Denn alles Leben der kommenden Welt ist, zu schreiten von Heer zu Heer, nach oben und oben bis in den Ungrund der Ewigkeit.“ Fragte der Jüngling: „Und was vermag ich zu thun? Sprach der Alte: „Ich will in das Heiligthum gehen und hören, zu erfahren, was Dies ist und warum Dies ist.“ Er ging und kehrte zurück und sprach: „Du hast Deinem Freunde versprochen, zu ihm zu kommen und ihm von Deinem Weg zu künden, und hast es vergessen und nicht gethan. Darob ist das Zeichen von Deiner Stirn gewischt und ist Dir verwehrt, in dieses Heiligthum zu kommen, welches das Heiligthum der Wahrheit ist“. Da schaute der Jüngling die Erde und seinen Freund; und er trauerte ob seines Vergessens. Und nach einer Weile fragte er: „Was soll ich thun, um das Ding zu lösen?“ Antwortete der Alte: „Geh hin zu Deinem Freund und erscheine ihm im Traum der Nacht und künde ihm, was er zu wissen begehrt.“ Dies sprach er und ging von dannen.

Der Jüngling aber stieg zur Erde nieder und trat in den Traum seines Freundes ein. Er strich dem Schlafenden über die Stirn und flüsterte in sein Ohr: „Lieber, ich bin gekommen, um Dir von meinem Weg zu künden. Du aber zürne mir nicht, daß ich gesäumt habe. Denn wie kann man eines Menschen, auch des liebsten, gedenken mitten im Schauer der Gotteswirbel, die alle Grenze überfluthen?“ Jener aber warf sich im Schlaf empor und drückte die Hand an die Augen und stieß die Worte seines Unmuthes aus schier ineinandergepreßten Zähnen hervor: „Geh von mir, Du Bild und Du Lüge! Ich will mich nicht länger von Dir narren lassen. Gewartet habe ich und gewartet: und der Verheißene kam nicht. Und nun ist ob des Wartens mein Sinn verdorben, daß ich Nacht um Nacht getrogen werde und den Verheißenen zu sehen vermeine. Und dann ist Alles dunkel und zerfließt in die Schatten. Aber nun will ich mich nicht länger narren lassen und befehle Dir: Zerfließe sogleich und auf mein Wort, denn es soll mich nicht befallen Dein Schwinden wie ein Schlag aus leerer Nacht. Und komm nicht wieder. Höre Dies und komm nicht wieder!“ Da erzitterte der Jüngling und beugte sich über den Gefährten und schmiegte sich zitternd an ihn und sprach ihm zu: „Wahrlich, kein Trug, sondern Dein Freund bin ich und gekommen zu Dir aus der Welt des Wesens. Und denke Du, wie wir saßen unter den Birken am Sommerabend. Und denke, wie unsere rechten Hände einander umschlangen in der Stunde meines Sterbens.“ Aber der Träumende schrie: „Das Selbe sagst Du Nacht um Nacht, und fängst

Du mich und ich hebe mich zu Dir, da gehst Du hin in die Schatten. So laß nun ab von mir! Sieh: ich mache mich los!" Und nochmals versuchte der Gekommene den Kampf und rief: „Hast Du nicht selbst gesprochen: Ja, es ist?" Jener jedoch lachte mit harter Stimme: „Wohl habe ich gesprochen und auch gewartet habe ich. Aber der Verheißene kam nicht, — und nun schaue ich es: ich war das Spiel in der Hand einer grausamen Stunde. Die hat mich geknechtet und geschändet und hat das Ja des Verrathes auf meine Lippen gebracht. Aber ich schreie Dir entgegen: Nein, es ist nicht! Und Nein und Nein! Und nun will ich Dich in Stücke reißen, Du tolle Lüge!" Da wich der Jüngling und bog sich zum Entschwinden; aber noch kam ihm ein Letztes und aus matter Ferne rief er dem Genossen zu: „So will ich Dir ein Zeichen bringen. Am hellen Tag will ich wiederkehren und Dir ein Zeichen bringen." Und er sah das Haupt des Geliebten in die Kissen zurücksinken, müde, aber mit einem aufblinkenden Staunen, wie dem ersten Vorschein der Hoffnung, über den Augen.

— —

Und in der oberen Welt eilte er zum Tempel der Wahrheit und suchte den Alten und fragte ihn: „Rede und hilf mir: welches Zeichen kann ich meinem Freunde bringen, daß ich in der Wahrheit bin?" Sprach der Alte: „Auch darin will ich Dir rathen, mein Sohn, und Gott sei mit Dir. Siehe, am Mittag jedes Sabbaths predigt der Baalschem in dem Ewigen Lehrhause, das in dem Himmel des Heiligen Erkennens steht, von den Geheimnissen der Lehre. Und bei der dritten Sabbathmahlzeit, welche genannt wird das Mahl der Heiligen Königin, predigt er von diesen Geheimnissen vor den Ohren der Menschen, nachdem sein Wort die Weihe der oberen Welt empfangen hat. So gehe Du am Mittag des Sabbaths und höre die Rede Deines Meisters in den Himmeln; und sodann steige zu Deinem Freunde nieder, wenn er nachmittags auf seinem Lager ausgestreckt ist und, nicht mehr wachen Sinnes, sich doch auch keine Ruhe finden kann, und vermelde ihm die Rede. Und Dies sei ihm zum Zeichen, auf daß er zum Mahl der Königin in das Haus des Baalschem komme und die Worte vernehme aus seinem Munde."

Und der Jüngling that also und nahm die Rede des Meisters auf und stieg nieder und trat in den Wachtraum seines Freundes und goß die Worte über ihn aus wie einen Balsam. Sodann beugte er sich über ihn und küßte ihn, Mund auf Mund, mit dem Kuß des Himmels. Dann entflog er.

Jener aber erhob sich alsbald und ihm war, als habe er das Unerfahrbare erfahren. Und er ging hinaus: da standen die Birken in der Mittagssonne. Lange saß er unter den Birken wie ein Wissender; und in dem jungen weitausgespannten Sinn strahlte die Erfüllung von Ferne zu Ferne. Als aber die Sonne sich neigte, ging er zum Hause des Baalschem, nicht aus dem Zweifel, sondern aus der Sehnsucht. Und er stand in der Thür und hörte wie aus dem Munde der Gotteskraft die Worte aus dem Munde des Baalschem. Da neigte er sich zu den Füßen des Sprechenden und sagte: „Rabbi, segne mich, dieweil ich sterben will. Denn was soll ich noch hier?" Aber der Meister sprach: „Nicht also. Zu den Birken tritt hinaus, die wieder im Sommerabend stehen, und rede zu ihnen in Deiner Freude: Ja, es ist. Und wohl segne ich Dich, aber nicht zum Tode, sondern hier schon zu schreiten von Thor zu Thor und von Heer zu Heer und so für und für."

Martin Buber.

Selbstanzeigen.

Richard Avenarius als Begründer des Empiriokritizismus. Ernst Hofmann & Co., Berlin.

Mein Buch unternimmt es, die Ergebnisse meiner Schrift „Nietzsches Lehre in ihren Grundbegriffen" auf dem Gebiet der Erkenntnißtheorie fortzuspinnen. Der erkenntnißkritische Psychologismus und Relativismus soll an seinem extremsten und kühnsten Verfechter demonstrirt und widerlegt werden. Richard Avenarius ist mir nicht nur deshalb interessant, weil er, aufrichtiger und entschiedener als viele andere Anwälte des Relativismus und der Immanenz, die weitesten Konsequenzen aus seiner Lehre gezogen und so insbesondere deren Verhältniß zu Kant festgelegt hat. Noch bedeutsamer ist seine positive, auf Schaffung eines neuen Weltbegriffes gerichtete Tendenz, der trotz seiner relativistischen Prämissen für sich allgemeinste Bedeutung beansprucht. Meine Kritik versucht die inneren Paradoxien eines solchen Unternehmens nachzuweisen, in dem die biologische, auf britischem Boden gezüchtete Weltansicht ihren höchsten Trumpf ausspielt. Mit dieser Widerlegung verbinde ich zugleich die Absicht, die moderne Erkenntnißlehre abermals auf Kant, als auf ihren souverainen Schöpfer, zurückzuleiten.

Wien. Dr. Oskar Ewald.

❧

Jahrbuch für sexuelle Zwischenstufen mit besonderer Berücksichtigung der Homosexualität. Herausgegeben unter Mitwirkung namhafter Autoren im Namen des Wissenschaftlich-Humanitären Komitees vom Dr. med. Magnus Hirschfeld, VII. Jahrgang, 1905.

Hiermit übergebe ich nun schon den siebenten Band dieses großen Sammelwerkes dem Urtheil der Oeffentlichkeit. Wenn jedem der vier Gesichtspunkte, von denen aus das Problem betrachtet werden kann und beleuchtet werden muß, dem rein sachlich medizinischen, dem allgemein naturwissenschaftlichen, dem juristischen, de lege lata und de lege ferenda, und dem psychologisch-literarischen, auch nur ein verhältnißmäßig geringer Raum zur Verfügung gestellt werden konnte, so mußte doch der absoluten Wichtigkeit eines jeden Rechnung getragen werden: und so schwoll dem Herausgeber der Band unter der Hand wieder zu einem elfhundert Seiten starken Werk an. Der neue Doppelband enthält zwei medizinische Facharbeiten: vom Dr. med. von Neugebauer eine Zusammenstellung der gesammten Literatur über Hermaphroditismus mit über zweitausend Buchtiteln und Inhaltsangaben; vom Dr. med. von Römer eine Arbeit über Erblichkeitverhältnisse bei Uraniern. Allgemein biologischen Inhalts sind die Aufsätze vom Dr. Benedict Friedländer: „Entwurf zu einer reiz-physiologischen Analyse der erotischen Anziehung" und vom Dr. phil. Max Katte: „Die virilen Homosexuellen". Für Juristen interessant ist der Neudruck einer „Offenen Zuschrift" (1867) an den Justizminister von Leonhard über § 143 des preußischen Strafgesetzbuches, der als § 175 in das Reichsstrafgesetzbuch übergegangen ist. Den psychologisch-literarischen Theil repräsentiren zwei umfangreiche Biographien: „Walt Whitman" von Eduard Bertz und „Louise Michel" von Karl Freiherrn von Levetzow, eine Untersuchung der vermeintlichen Homosexualität des Reformators Calvin (vom Pfarrer Schouten aus

Utrecht) und eine Studie über Platons Stellung zur Homosexualität (vom Dr. O. Kiefer). Der zweite Band enthält die Bibliographie für das Jahr 1904 und als Abschluß des ganzen Werkes den Jahresbericht des Herausgebers. Darin konnte hervorgehoben werden, daß die Jahrbücher sich nun nicht nur im Deutschen Reich, sondern namentlich auch im Ausland wachsender Anerkennung erfreuen.

Charlottenburg. Dr. med. Magnus Hirschfeld.

Schiller. Festspiel in vier Bildern. Piersons Verlag, Dresden.

Es kam mir darauf an, ein volles Bild des großen Dichters zu geben. Ich versuchte, mein Ziel zu erreichen, indem ich hundert Einzelzüge aus jedem Abschnitt dieses reichen Lebens herausgriff und sie in eine einheitliche, charakteristische Beleuchtung stellte. Vier Tage versuchte ich festzuhalten: aus jedem sah ich zurück in eine eben abgeschlossene Entwickelungperiode und voraus in eine dämmernde Zukunft. Ich ließ den Dichter sich selbst Rechenschaft ablegen über Das, was er gethan, erlebt, geworden, und auch über Das, was er als Aufgabe noch vor sich sah.

Zehlendorf. Friedrich Speyer.

Die Schwaben in der Literatur der Gegenwart. Stuttgart, Strecke & Schröder.

Man hat sich daran gewöhnt, von den poetischen Leistungen der Schwaben in der Gegenwart sehr gering zu denken. Eins ist ja wahr: im Schwabenland selbst herrscht kein sehr reges literarisches Leben. Von den Dichtern in der Heimath geht fast jeder seinen Weg für sich und die Luft ist still und unbewegt. Ein anderes Bild ergiebt sich aber, wenn wir den in der Heimath lebenden Schwaben die anreihen, die hinausgezogen sind. An Karl Weitbrecht, Eduard Paulus, Eduard Eggert, Christian Wagner reihen sich dann Isolde Kurz, Caesar Flaischlen, Hermann Hesse, K. G. Vollmöller, Heinrich Lilienfein und Andere. Die Charakteristiken dieser und anderer Dichter rund und anschaulich herauszubringen, war das Hauptbestreben des Verfassers, der sich ernstlich bemühte, den Ton landsmannschaftlicher Anhimmelung zu vermeiden.

Grafenberg. Theodor Klaiber.

L'Épaulette. Fasquelle, Paris.

In meinem Roman „L'Épaulette, Erinnerungen eines Offiziers", habe ich versucht, meine Landsleute über ihre wahre Situation sowohl sich selbst als dem Ausland gegenüber aufzuklären. Ich sehe das wahre Uebel des Landes darin, daß dem französischen Volk der Muth fehlt, sich über sich selbst Rechenschaft zu geben. Die Franzosen sind eine Nation, die, besiegt, weder den Muth hat, ihre Niederlage als unabänderliche Thatsache anzunehmen, noch den, sich zur Revanche aufzuraffen. Darin liegt die Ursache des moralisch, politisch wie ökonomisch bedauernswerthen Zustandes, den ich, besonders vom militärischen Standpunkt aus, in „L'Épaulette" zu schildern versucht habe. Der Roman, dem es als solchem an Leben und Handlung nicht fehlt, ist zugleich eine Studie der französischen Armee von 1867 bis zur Gegenwart. Angesichts der heutigen international-politischen Lage glaube ich, mit Recht annehmen zu können, daß er deutsche Leser interessiren dürfte.

Georges Darien.

Der Reichsbankpräsident.

Kardinal Richelieu, der Allmächtige, verabschiedete sich einmal von lästigen Schmeichlern mit den Worten: „Je n'aime pas les adieux." Ihm war ein Abschied, mit den gefürchteten und erlogenen Phrasen, die bei solchen Gelegenheiten gedrechselt werden, widerwärtig. Herr Dr. Koch, der Leiter unserer Reichsbank, war jetzt in der selben Lage. Die Prologe zu seinem Rücktritt dufteten sogar noch besonders übel Mit brutaler Tonstärke brüllte man dem müden Mann in die Ohren, er müsse gehen, weil er alt geworden sei und die Bedürfnisse der neusten Wirthschaftepoche nicht mehr verstehe. Wie einem lästigen Gast wies man ihm die Thür; wie Einem, der in der Jägerstraße das angenehme Dasein eines Säulenheiligen geführt habe. Beinahe achtzehn Jahre lang stand Koch an der Spitze des Reichsbankdirektoriums; jetzt ist er gegangen, weil die Nerven des Vierundsiebenzigjährigen, den der Tod der Tochter hart getroffen hat, nicht mehr stark genug sind, um dem Ansturm der Gegner seines (angeblich so schlechten) Systems Stand zu halten.

Richard Koch ist der Schöpfer der modernen Reichsbank. Er hat das Centralnoteninstitut in den wichtigsten Zeiten geleitet; in Tagen tiefster Depression und höchsten Aufschwunges. Und niemals hat die Bank versagt. Sie hat sich stets elastisch den Anforderungen aller Wirthschaftfaktoren anzupassen gewußt. Die Einrichtung des Giro-, Check- und Abrechnungverkehres ist Kochs eigenstes Verdienst. Auf den erleichterten Zahlungmethoden beruht die Leistungfähigkeit der Reichsbank; ohne die Girogelder, die ihr heute reichlich zufließen, könnte sie beim Wechselankauf kaum den Ansprüchen genügen. Koch hat den richtigen Weg früh gefunden. Was unter seinem Vorgänger Hermann von Dechend kaum angedeutet war, brachte er zu kräftiger Entwickelung. Er entwarf 1882 das erste Checkgesetz für das Deutsche Reich und hat seitdem für die Ausbreitung des Checkverkehres gesorgt. Auch die Hypotheken-Clearingstelle hat er geschaffen; und daß sich diesem neuen Abrechnungverkehr bis jetzt nur ein Theil der deutschen Hypothekeninstitute angeschlossen hat, ist nicht der Fehler Kochs, sondern ein Zeichen bedauerlicher Indolenz, an der schließlich die besten Absichten scheitern. Der Präsident sollte zu alt geworden sein, als er die Erhöhung der Mindestguthaben im Giroverkehr einführte. Das ging den Kaufleuten und Gewerbetreibenden gegen den Strich. Die Reichsbank galt allgemein als ein „gemeinnütziges Unternehmen" und hatte, nach der Ansicht der Betroffenen, nicht das Recht, sich die Vermittelung des Giroverkehres bezahlen zu lassen. Daß Kochs Ziel war, die Betriebsmittel seines Institutes ohne Aenderung währungtechnischer Grundsätze zu vermehren: davon merkten seine Gegner nichts. Als der Diskont stieg, wurde das Geschrei noch lauter. Was kümmerten die Leute die Vorgänge in Amerika? Sie wollten billiges Geld; das sollte der Reichsbankpräsident ihnen schaffen. Aber er kann die Millionen nicht aus der Erde stampfen und kann nicht als Wanderprediger im Lande umherziehen, um auch die Einfältigsten davon zu überzeugen, daß eine Vermehrung des Geldvorrathes und eine Steigerung des Notenumlaufes die Reichsbank nicht von der Pflicht entlasten würden, zunächst für den Schutz der Goldwährung zu sorgen. Keiner der Kritiker Kochs hat auch nur eine Stunde in der Reichsbank gearbeitet. Und der Präsident hat eine siebenunddreißigjährige Praxis hinter sich. Im Oktober 1870 wurde der damalige Stadtgerichtsrath in das Königlich Preußische Hauptbankdirektorium berufen; 1876 trat er in die Reichsbank, deren

Vicepräsident er 1887 wurde; drei Jahre danach war er Dechends Erbe. Den Geldmarkt hat er in guten und bösen Tagen kennen gelernt. Koch nimmt seine Erfahrungen mit und läßt dem Nachfolger die peinvolle Erinnerung an den „großen Vorgänger".

Der erste Kandidat, der genannt wurde, war Ernst von Mendelssohn-Bartholdy. Der wäre kein Mann nach dem Herzen der Arendt und Genossen gewesen. Als Deputirter des Centralausschusses hat er Kochs Geschäftsführung aufrichtig schätzen gelernt und wäre als Präsident gewiß nicht andere Wege gewandelt. Dieser vornehmste Bankier Berlins hat, als der Einzige seiner Gilde, die strenge Verpönung des Börsenterminhandels bekanntlich gebilligt. Vielleicht thut ers heute nicht mehr. Für das Reichsbankpräsidium war er aber so wenig zu haben wie (als Bankier des Zaren) für das Reichsschatzamt. Ernsthafter war die Kandidatur des Präsidenten der Preußischen Centralgenossenschaftkasse, Dr. Karl Heiligenstadt. In der Deutschen Tageszeitung las ich, Dr. Heiligenstadt sei auf seinem Posten „schier unersetzlich". Damit konnte gesagt sein, er müsse gerade deshalb Kochs Nachfolger werden; oder: „Bemüht Euch nicht, Ihr kriegt ihn doch nicht." Einerlei: Heiligenstadt ist Einer. Ein ausgezeichneter Kenner des Geldmarktes und ein Mann mit eigenen Ideen. Ein Gegner der kochischen Politik, der offen ausgesprochen hat, wie er sich die Reform der Reichsbank denkt. Er will das Grundkapital der Bank erhöhen, die Mindestguthaben im Giroverkehr weiter steigern und die Banken, Genossenschaften und Sparkassen zwingen, einen Betrag von 1 bis 2 Prozent ihrer Einlagen als Barreserve bei der Reichsbank zu halten. Mit dem Vorschlag, das Stammkapital zu erhöhen, habe ich mich hier schon beschäftigt. Seine Durchführung würde nicht nur der ganzen Struktur der Reichsbank widersprechen, deren eigenes Kapital im Betrieb nur eine untergeordnete Rolle spielen soll, sondern dem Verkehr würden durch die Uebernahme der neuen Antheile auch Mittel entzogen, für die nicht einmal die Gewähr einer ausreichenden Verzinsung geboten wäre. Auch bei der Reichsbank können sich die Folgen einer Kapitalverwässerung einstellen. Die beiden anderen Vorschläge Heiligenstadts müßten die Umlaufsmittel noch mehr mit Schmälerung bedrohen. Schon die von Koch geforderte Erhöhung der Giroeinlagen wurde als arge Belästigung empfunden; durch eine neue Erhöhung des Minimums würde es noch schlimmer. Was dem Verkehr dadurch entzogen würde, müßte die Reichsbank natürlich auf einem anderen Weg wieder hergeben. Das vergessen die Herren bei ihren Reformplänen immer. Und wie stehts mit der Schaffung von Barreserven? Ein altes Gebot lautet: Du sollst Kapital nicht ungenützt liegen lassen! Barreserven: Das ist nutzlos liegendes Geld. Die Institute, die Depositengelder annehmen, werden sich für die durch die Hinterlegung einer Reserve bewirkte Verkürzung ihrer Leistungfähigkeit an der Reichsbank schadlos halten. Auch darüber sprach ich hier schon. Gäbe es nun aber gar keinen anderen Einwand gegen die Ideen Heiligenstadts, so bliebe als gewichtigstes Bedenken die Frage: „Würden der Reichsbank die gewünschten 600 bis 800 Millionen Mark Gold wirklich zugeführt werden?" Nur die Vermehrung ihres Goldvorrathes kann der Bank ermöglichen, den Betrag der von ihr ausgegebenen Noten um eine Milliarde oder um anderthalb zu erhöhen und auch in den schlimmsten Zeiten dann mit niedrigem Diskont auszukommen. Wir haben die Goldwährung, müssen die vorhandenen Banknoten also stets zum vollen Werth in Gold einlösen. Und woher soll das Gold kommen? Will man die Zeichner der neuen Reichsbankantheile zwingen, die übernommenen Beträge in Gold zu zahlen, oder den Girokunden zumuthen, ihre Guthaben in Gold

zu fixiren, oder fordern, daß die Barreserven in Gold hinterlegt werden? Kein noch so gestrenger Herr könnte das Gold zwingen, seinen Weg in die Kassen der Reichsbank zu nehmen; er könnte es nur direkt kaufen oder müßte Goldprämien einführen. Das Erste wäre eine Bankbelastung, die sich in ruhigen Zeiten unangenehm fühlbar machen würde; das Zweite wäre der Bankerot der deutschen Goldwährung und des deutschen Kredites im Ausland. Die Reformatoren sollten bedenken, daß man das Bankjahr 1907 nicht als Norm nehmen darf. Eine zur Bewältigung anormaler Anforderungen künstlich gestärkte Reichsbank könnte leicht ein unrentables Unternehmen werden. Ob das Reich damit zufrieden wäe? Das Jahr 1906 brachte ihm einen Gewinn von über 29 Millionen aus der Bank; und diesmal wird der Ertrag noch viel größer sein. Solche Einnahme kann das arme Reich, an dessen Finanzklippe der Block beinahe schon zerschellt ist, nicht entbehren; also Reformen nicht brauchen, deren Einführung die Rentabilität der Reichsbank schmälern würde.

Geheimrath Havenstein, der Präsident der Seehandlung, war der dritte Kandidat. Seehandlung und Reichsbank haben sich nie gut vertragen. Die Seehandlung ist ein königlich preußisches Institut. Ueber ihm waltet der preußische Finanzminister und der Fiskus. Eine vom Finanzministerium ressortirende Staatsbank hat andere Aufgaben als ein den Geldmarkt souverain beherrschendes Centralnoteninstitut. Die Seehandlung braucht nicht für die Erhaltung der Währung zu sorgen und hat gerade deshalb der Reichsbank das Leben oft schwer gemacht. Sie kam mit Geldangeboten zu niedrigem Satz, wenn die Reichsbank den Anspruch des Geldmarktes zu dämmen suchte. Das System trug die Schuld, nicht der Präsident. Geheimrath Havenstein gilt als ein ungemein tüchtiger Fachmann; ob er auch für den ganz anderen, viel weiteren Pflichtenkreis des Reichsbankleiters taugt, muß sich erst zeigen. Mancher hatte geglaubt, Herr von Glasenapp, der dem Reichsbankdirektorium seit zehn Jahren angehört und Vicepräsident ist, werde Kochs Nachfolger werden, wie der Vicepräsident Koch einst der Nachfolger Dechends wurde. Wahrscheinlich hat Herr von Rheinbaben für die Kandidatur seines alten Freundes Havenstein gewirkt. Ernsthafte Leute, die Herrn Havenstein genau kennen, erwarten von diesem Mann sehr viel. In der Reichsbank findet er ein ganz neues Feld. Im Interesse unserer gesammten Wirthschaft muß man hoffen, daß er da eben so schnell heimisch werden und Nützliches schaffen wird wie in der Seehandlung.

Kochs Hinterlassenschaft darf nicht angetastet werden; auch vom glühendsten Reformeifer nicht. Die Reichsbank ist ein durchaus modernes Institut, das mit der Zeit vorwärtsgegangen und an dem nichts Wesentliches zu reformiren ist. Wenn man aber durchaus ändern und „bessern“ will, so wende man allen Scharfsinn auf, um ein Mittel zu finden, das Finanz- und Handelskrisen verhindern kann. Wollen die Verbündeten Regirungen den Versuch wagen? Schon ist eine „umfassende Enquete über die einschlägigen Fragen des Geld-, Kredit- und Bankwesens“ angeordnet, deren Ergebniß dem Geldmarkt das Heil bringen soll. Herr von Bethmann-Hollweg scheint große Hoffnungen auf die Enquete zu setzen; daß auch er der Meinung ist, die Reichsbank müsse „in noch höherem Maße als bisher gegen unvorhergesehene Fälle gestützt werden“ (ich citire nach dem Stenogramm seiner Haushaltsrede), zeigt, wie weit die Reformirsucht heute schon reicht. Kein Wunder also, daß Richard Koch nicht Lust hatte, noch länger die Schwarmgeister von seinem Werk abzuwehren. Ladon.

Herausgeber und verantwortlicher Redakteur: M. Harden in Berlin. — Verlag der Zukunft in Berlin
Druck von G. Bernstein in Berlin.

*



Geschäftliche Mitteilungen.

König und Zollbehörde in England. „Die Offiziere der englichen Marine haben neben andern Vergünstigungen auch jene, zollfreie Cigaretten rauchen zu dürfen. **Die Cigarettenfabrik 'De Reszke,' die hauptsächlich die Offiziersmenagen der englichen Kriegsschiffe mit Rauchmaterial versieht, liefert auch die Cigaretten für den königlichen Hof. Kürzlich bestellte nun König Edward ein grösseres Quantum 'De Reszke' Cigaretten für die Yacht 'Victoria and Albert,' die mit der Königin an Bord in See gehn sollte.** In der Fabrik wurde die Sendung wie die Sendungen für die Kriegsmarine behandelt und für die Zollrevision, beziehungsweise die Zollbefreiung bereitgestellt. Der Zollbeamte jedoch legte seine Stirn in bureaukratische Falten und kam zu dem Schlusse, der König könne eine Zollbefreiung nicht beanspruchen, da er „nicht im aktiven Dienste stehe." Alle Einwendungen im Hinblick auf die Posisition des hohen Herrn prallten erfolglos ab."



Für Inserate verantwortlich: Rob. Bönig. Druck von G. Bernstein in Berlin.